

# UNTERHALTUNG UND WISSEN

## Wechsel auf die Ewigkeit

Von Sammy Gronemann.

Aus dem neuen Buche von Sammy Gronemann: „Schalet, Beiträge zur Philosophie des Wenn schon“ entnehmen wir mit Erlaubnis des Jüdischen Verlags, Berlin W 57, das folgende Kapitel. „Schalet“ ist ein Pendant zu Gronemanns im gleichen Verlag erschienenen Buche „Hawdloh und Zapfenstreich“ und ebenso amüsanter und anregender geschrieben wie dieses.

Der Wiener Sonderling, von dem ich eben erzählte, hat sich seine Seligkeit gleich bei zwei Konkurrenzinstituten assekurieren lassen, hat sozusagen den Wechsel auf das Jenseits mit zwei Giros sich versehen lassen, weil er offenbar doch nicht ganz sicher war, welche der beiden Firmen am Zahlungstage die solventere sein würde. Jedenfalls scheint er seinen Tod ernst genommen zu haben, wie das so viele Leute tun. Bis zu einem gewissen Grade kann ich das auch verstehen: seines Todes ist man stets sicher, seines Lebens nie! Seltsamerweise gibt es aber auch eine Menge Leute, die auch das Leben ernst nehmen. Nach meiner Auffassung gehört dazu nun aber schon ein besonders hoher Grad von Leichtsinn, dessen ich nicht fähig bin. Es gibt doch wirklich bedeutsamere Dinge, als unser biblisches Leben, als die winzige Episode unseres Erdendaseins, und als wir überhaupt, was wir Menschen vom Weltganzen und Weltgeschehen zu überblicken vermögen. Freilich — wäre der Tod nicht da, wäre er uns nicht so absolut sicher, so müßte das Leben uns höllisch ernst vorkommen. Wüßten wir nicht, daß wir eines Tages ganz bestimmt vom Schauplatz abtreten — nur der Termin steht nicht fest —, so würden wir um unser Leben täglich und stündlich zittern. Ob man den kurzfristigen Wechsel etwas später oder früher einlöst, ob noch eine kurze Prolongation gewährt wird, ist nicht allzu bedeutsam, aber wenn der Tod möglich, aber nicht sicher wäre, würden wir die Unendlichkeit riskieren statt ein paar lumpiger Jährchen, und dann stände es eben ganz anders. Da ist man nun auf den kuriosen Gedanken der individuellen Unsterblichkeit gekommen, hat eine Prolongation des Lebenswechsels eingeführt, sogar schon den Gerichtsstand für die endliche Realisierung bestimmt — eine Zwangsprolongation vor dem jüngsten Gericht —, um so die Leuten einerseits zu einer ernsthafteren Auffassung ihrer Verpflichtungen zu bringen, andererseits sie über den neuen Verfalltag zu beruhigen. Und das Praktische bei der Sache ist, daß es sich hier auf Erden nicht mit absoluter Bestimmtheit feststellen läßt, ob es sich nicht am Ende um einen Kellerwechsel handelt. — Wie hat der alte Jude gesagt, der nach bitterem ärmlichen Leben im Sterben sich mit der Hoffnung auf das bessere Jenseits tröstete: Lachen möcht' ich, wenn drüben gar nichts sein wird!

Bei Jud und Christ jedenfalls gibt es Leute genug, die sich bemühen, fürs Jenseits recht viel sich aufs Aktivkonto buchen zu lassen, ob nun sie mit Messe oder Kaddisch nachhelfen. Von der Bedeutung der Messe weiß ich nicht viel, aber der Kaddisch ist bestimmt alles andere als ein Gebet „fürs Seelenheil“, sondern weist gerade vom Persönlichen aufs Allgemeine, vom Vergänglichlichen auf Ewig. Ich glaube, daß dem Judentum ursprünglich der Gedanke einer individuellen Unsterblichkeit fernliegt und daß auch die biblischen Verheißungen („auf daß du lange lebest in deinem Lande!“) sich nicht auf das Leben des einzelnen beziehen, sondern die Allgemeinheit. Ethisch höher steht ja wohl auch der kategorische Imperativ und das Tun einer Sache um ihrer selbst willen, als Spekulation auf einen einmaligen Lohn.

Aber doch läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß es auch viele Juden gibt, welche beim Erfüllen einer Mizwoh — einer guten Tat oder eines göttlichen Gebotes — genau mit der Vergeltung rechnen.

Ich kannte einen prächtigen und schnurrigen alten Herrn, der unendlich viel Gutes tat, über seine Kräfte den Armen half und sicher dabei auch eine tiefinnerliche Befriedigung empfand. Aber doch! Nach seinem Tode fand man in der Lade ein mit minutiöser Genauigkeit geführtes und ständig a jour gehaltenes, kaufmännisch eingerichtetes Kontobuch, in dem fein säuberlich jede für eine gute Sache ausgegebene Summe und jedes gute Werk dem lieben Herrgott zu Lasten geschrieben war. Es kam dabei ein ganz stattliches Saldo heraus.

Wie genau unter Umständen damit gerechnet wird, ob etwas als gute Tat, als Mizwoh, zu bewerten ist, dafür folgendes nettes Beispiel, das derselben Dame begegnet ist, die das drollige Eisenbahnerlebnis hatte.

Sie arbeitete während des Krieges und auch nachher als freiwillige Helferin opfermutig in einem Heim für arme Kinder. Eines Tages, als sie sich im Schweiß ihres Angesichts mit Tellerwaschen und Geschirreinigen abmühte, sagte sie zu einer

der armen Frauen, die auf ihre Kinder wartete und gemächlich, die Hände im Schoß, zusah, wie sich die Damen des Heims abmühten:

„Sie sehen doch, wieviel Arbeit wir heute haben. Wir werden kaum fertig. Können Sie da nicht auch mal ausnahmsweise zugreifen!“

„Ich bin solche schwere Arbeit nicht gewöhnt,“ antwortete die Frau gekränkt.

„Na, hören Sie mal!“ sagte die Dame, doch nun leicht erbost, Sie sehen doch, daß mir diese Arbeit nicht zu schlecht ist. Sind Sie vielleicht vornehmer als ich?“

„Gott behüte, Frau Doktor!“ war die leicht vorwurfsvolle und herablassend ironische Antwort. „Aber bei Ihnen ist das auch etwas ganz anderes! Sie tun das doch für arme Leute — bei Ihnen ist das doch eine Mizwoh!“

Ich kann mir nicht helfen — die Frau hatte recht!

Im übrigen ist aber wahrheitsgemäß zu berichten, daß bei den Ostjuden im allgemeinen keine Angst vor körperlicher Arbeit, auch der schwersten, herrscht. Jeder, der die jüdischen Städtchen im Osten mit ihren jüdischen Schwerarbeitern gesehen hat, muß das bestätigen. Jene Frau hatte eben nur Sorge, ihre „Würde“ zu wahren, zu zeigen, aus welch feinem Hause sie wäre. Viel eher herrschen — oder glücklicherweise herrschten — im Westen gewisse Vorurteile.

Dazu muß ich eine kleine charakteristische Geschichte zu erzählen, deren Träger der selige Alexander Moritz Simon war, der Stifter der israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover, — ein Mann, der nun wirklich keinen Wechsel auf die Ewigkeit zog. Ich habe kaum jemals einen Menschen gekannt, der so ganz und gar in einer Sache aufging, nur den realen Erfolg suchte, nicht für sich, sondern für die Sache und absolut gleichgültig gegen persönliche Ehrungen und äußere Anerkennung war. Er hatte Selbstgefühl genug, um nicht eitel zu sein. (Eitelkeit ist ja ein Mangel an Selbstgefühl, das Anerkennung von außen sucht.) Dieser Mann hat Millionen für jene Anstalt gegeben, die den Übergang der Juden zur Landwirtschaft erleichtern sollte und konnte, um fünf Pfennige zu sparen, in größter Hitze bis zur entlegenen Teilstrecke der Bahn laufen. Er starb an einer Verbrühung in der Badewanne, da er die Kosten für die Reparatur des Badeofens in seiner Wohnung scheute.

Also dieser Mann hatte für seine Anstalt ein Kuratorium einsetzen lassen — auch sonst allerhand Möglichkeiten gefunden, um durch Scheinämter und auf andere Weise alle möglichen Kreise für sein Ahlem, das ihm der Mittelpunkt seiner Welt war, zu interessieren. An dieses Kuratorium gelangten nun — es war etwa um 1890 — Klagen der Eltern der Zöglinge, daß die Jungen zu den schmutzigsten Arbeiten, wie dem Reinigen der Latrinen usw. angehalten würden. Im Kuratorium saßen sehr ehrenwerte und brave Männer, denen aber denn doch die ganze Idee des Konsuls Simon reichlich phantastisch erschien. Und dann — es war Hannover, also eine Stadt, die sich nie durch besonderes Tempo im Erfassen neuer Ideen ausgezeichnet hat — von unseren Palästina-Chaluzin wußte damals noch kein Mensch —; jüdische Kinder aus gutem Hause sollten Kloaken reinigen! Andererseits, nun ja, der Simon hatte ja gewissermaßen recht mit seiner Idee von jüdischen Bauern, denen keine Arbeit zu schwer sein dürfte, — das war eine herrliche Sache für Festreden und Einweihungsfeiern (in Ahlem wurde alle Vierteljahr etwas eingeweiht) — aber doch: Latrinen. Also einerseits — andererseits — man kam zu keinem Schlusse.

Da erschien eines Tages der Konsul Simon in Ahlem, ließ sich von einem erstaunten Zögling Eimer und Schippe geben und ging quer über den Hof zum Latrinenraum. Im Nu war die ganze Gesellschaft hinter ihm her — Inspektor, Zöglinge, Lehrer, Beamte und Hauspersonal. Er wies alle zurück und ließ sich nicht darin stören, die gesamte Latrinenreinigung ganz allein zu vollenden.

„So!“ sagte er dann, die Sachen zurückgebend, „das ist getan! Und nun bitte: wenn irgend jemandem hier einmal eine Arbeit zu schmutzig ist, soll er nur mich rufen! Ich besorge sie dann selbst!“

Und diese Propaganda der Tat hat geholfen! Daß übrigens diese Art, durch sinnfälliges Beispiel zu wirken, jüdisch und wohl orientalistisch überhaupt ist, wird Simon selbst kaum geahnt haben. Der alte Rabbiner Josef Nobel in Halberstadt gab einmal eine hübsche Probe dieser Methode:

Zwei Leute seiner Gemeinde — er amtierte damals in Ungarn —, zwei Brüder, lagen in irger Fehde und der Älteste hatte sich verschworen, der Bruder käme ihm nicht über die Schwelle. Kein Zureden half, — aber eines frühen Morgens wurde der Mann durch ein lautes Lärmen vor seiner Tür aufgeschreckt; es hackte und polterte furchtbar. Und siehe da: vor der Tür standen zwei Arbeitsleute, die mit Beilen auf die Schwelle loshieben; hinter ihnen aber stand, gemächlich seine Pfeife rauchend, der Rabbiner und sagte seelenruhig zu dem Wütenden:

„Ja — die Schwelle muß fort, sonst kann Ihr Bruder nicht ins Haus!“

Und da endete auch jenes streitsüchtigen Bruders Zorn.

Um nun wieder auf den Wechsel auf die Ewigkeit zu kommen — in jedem Falle hindert die Hoffnung auf jene angeblich bessere und dauerhaftere Welt den Juden nicht, die Güter dieser Welt zu schätzen und zu genießen, er hält sich an das Sichere und hängt an diesem Leben, vielleicht gerade deshalb, weil er es nicht allzu ernst nimmt. Er ist kein Asket — das Nasiräertum wird bei dem Juden nur geduldet, nicht gefördert —, die Freuden dieser Welt scheinen ihm als Opfergabe nicht angemessen, es lohnt sich nicht, sie zu entbehren. Das hieße, ihnen allzuviel Wichtigkeit beimessen! Er nimmt das Gute wie das Schlechte, da ja letzten Endes beides nach seiner Anschauung recht unwichtig ist, läßt sich durch Glück oder Unglück nicht so leicht aus dem Gleichgewicht bringen — er, der Sabbatmensch, dem der Werktag des Lebens, dem sein eigenes Dasein nur sekundäre Bedeutung hat. Er will leben, er muß leben, muß arbeiten, gewinnen und genießen, um ganz anderer Zwecke willen!

Und so nehme auch ich wahrhaftig dieses Leben nicht allzu ernst — ich finde, es ist im ganzen nicht uninteressant — es gibt so viel Komisches und so viele in ihrem Würdegefühl drollige Mitmenschen; zu Aufregungen, zumal zu unangenehmen, ist wenig Anlaß vorhanden. Es mag manch Peinliches, Retardierendes, Dummheit Förderndes geben — wenn schon! Es geht doch vorwärts — es ist alles nicht so wichtig! Das Schöpfungsstadium des Tohuwabohu, in dem wir uns befinden, wird eines Tages überwunden sein, es wird Licht werden und vielleicht nähern wir uns merklich der Zeit der Offenbarung.

Was sich sonst tut und worauf manche Leute so viel Ernst verschwenden — also ich halte es da mit dem philosophischen Kameraden von Oberost, und seinem Standpunkt gegenüber dem deutschen Infanteriereglement. — Einst begegnete er in einem Dienstgebäude auf der Treppe einem Offizier, es dämmerte ihm dunkel, etwas von der Pflicht militärischer Ehrenbezeugungen gegenüber Vorgesetzten gehört zu haben, und er führte im Vorübergehen die Hand an den Mützenrand. Der Offizier blieb erstaunt stehen und „zog ihn“; weniger leutselig als energisch „ins Gespräch“. Das Thema der Unterhaltung hatte wenig Lockendes für jemanden, der gerade über Faust-Studien brütete, es drehte sich bei der ziemlich ausschließlich von dem Herrn Leutnant geführten Konversation um eine gewisse Dienstvorschrift, wonach innerhalb geschlossener Räume der militärische Gruß nicht durch Handaufheben bewirkt wird; in solchem Falle hat der Soldat lediglich stramme Haltung anzunehmen und den betreffenden Vorgesetzten bloßsinnig anzuglotzen. „Wenn schon!“ dachte vermutlich der gute Leo, und als jener sich weiter über das Thema zu verbreiten begann, und sich immer mehr erhitzte, bereitete er dem Zwiesgespräch ein rasches und unvermutetes Ende, indem er freundlich lächelnd bemerkte:

„Aber, Herr Leutnant! Das alles ist doch so unwichtig!“

Sprach's und schritt von dannen, ehe noch der andere, der nun wieder sich nicht aus seinem Gedanken- und Empfindungskreise lösen konnte, aus seiner Erstarrung erwachte. Zwei Welten waren aufeinandergeprallt! Sicherem Vernehmen nach hat dieses Begegnis so erschütternd auf den Offizier gewirkt, daß er sich sofort zur Front meldete, um den Heldentod zu suchen.

Das alles ist ja so unwichtig!

Man muß nur einmal darauf achten, welches Gesicht im Restaurant etwa ein noch unassimilierter Ostjude macht, wenn er ein Glas bestellt hat, und der Kellner nun an ihn die für andere so bedeutungsvolle Frage richtet:

„Hell oder dunkel?“

Dem Gefragten sieht man dann deutlich an, wie er es gar nicht versteht, daß ein Mensch sich mit solchen Problemen überhaupt beschäftigen kann. Diese einfache Frage macht ihn direkt fassungslos. Er ist beunruhigt und bemüht, sich möglichst heil aus der Affäre zu ziehen.

„Es kommt darauf an! — Soll sein hell!“

Dieser Gast und jener Kellner — sie werden sich nie verstehen. Keine Brücke! Und die Geschichte der Juden im Exil schreiben, eine Geschichte von Mißverständnissen schreiben.